



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Nach dem Tode des Königs Leopold.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zum Vorschein kommt. So hat liebevoller Sinn des Volkes dies Stück Erinnerung an eine theure Herzensangelegenheit dem edelsten Sohne auf die Seele gelegt, und er hat es zurückgegeben als ein freies Kind der Kunst. Bessere Sühne vergangener Schmach kann kaum gedacht werden. Aber damit sie auch praktisch beherzigt werde, sei noch einmal jenes Baues in Salzburg gedacht, welcher ihr reales Denkmal sein müßte. — M. J.

Nach dem Tode des König Leopold.

In dreifachem Sarge, mit Trauerfahnen und Todtenroß, mit dem ganzen düstern Pomp eines königlichen Begräbnisses ist der erste König der Belgier in der Grabkirche zu Laeken beigesetzt; die Liebe der Belgier zu ihm und dem Staat, den er geschaffen, hat in den letzten Wochen sich durch aufrichtigen Schmerz und mannhafte Haltung bethätigt.

Der König ist von dieser Erde geschieden als der Letzte von unseren sceptertragenden Fürsten, deren Kindheit in die Blüthe napoleonischer Herrschaft fiel, denen wirklicher Kriegsdienst in den Befreiungskämpfen persönliche Geltung und große Anschauungen gab. Auch um sein Haupt hing etwas von dem Glanze jener Zeit. Daß er ein Commando gehabt und Schlachtenarbeit mitgemacht, hob ihn, den Kriegsgefährten der mächtigsten Könige und Feldherrn, zu einer bevorzugten Stellung, welche sonst jüngeren Prinzen unsrer Fürstenhäuser nicht leicht zu Theil wird. So war es nicht Zufall oder guter Wille eines verwandten Regentenhauses, was ihn, den Schwiegersohn König Georgs, den englischen naturalisirten Prinzen, zum Throncandidaten für das junge Königreich Griechenland machte. Sein ruhiger, aber dauerhafter Ehrgeiz und seine unbehagliche Lage in England, wo Georg der Vierte ihn persönlich haßte, zeigten ihm die Aussicht auf den griechischen Thron sehr lockend, und die Realisirung dieses Wunsches wurde weniger durch seine Forderungen einer bessern Nordgrenze für Griechenland, als durch die Intriguen seines Schwiegervaters, Königs Georg vereitelt. Bis in die neueste Zeit aber blieb ihm ein warmes Interesse an dem fernen Lande, dessen Herrscher er einst hatte werden sollen, und noch bei dem letzten Dynastiewechsel Griechenlands war er es, welcher mit wahren Herzensseifer die Zukunft des Landes mit der seines Hauses zu verbinden suchte.

Größer war seine Erfahrung und schärfer sein Urtheil über Zustände und Interessen der Cabinete, als er die dargebotene Krone Belgiens annahm. Die Weise, wie die Gründung des neuen Staates möglich wurde, in einer Zeit, wo den Cabineten alles Neue für revolutionär, wo jede Auflehnung gegen die bestehende Ordnung für ein ungeheures Verbrechen und das ärgste Unheil galt, das wird immer eine der denkwürdigsten Episoden in der Geschichte unsers Jahrhunderts sein. Noch ist der innere Zusammenhang der Thatfachen wenig bekannt, und es ist sehr zu wünschen, daß das Hartgefühl, welches bei Lebzeiten des Königs Berichte von sachkundiger Seite verhinderte, jetzt nicht länger eine genaue Darstellung dieser geschichtlichen Ereignisse vorenthalte. Wahrscheinlich wird nähere Kenntniß jener Entwicklung die Achtung vor der Klugheit und Tüchtigkeit des Berewigten noch erhöhen. Auch die Verdienste des Deutschen Christian Friedrich von Stockmar, der in jener Zeit sein vertrauter Rathgeber und Vertreter war, werden erst dadurch zu ihrem Rechte kommen.

Der letzte Theil des königlichen Lebens, vierunddreißig Jahre eines weissen Regimentes, liegt vor aller Augen, seine Bedeutung wird in diesen Wochen durch die tiefe Trauer eines Volkes bekundet, dem ein Fürst die Möglichkeit einer politischen Existenz zuerst schuf, dann sicherte. Denn sehr ungewöhnlich waren die Grundlagen dieses Staates. Nicht nur zwei Stämme enthielt das neue Reich, Flamländer und Wallonen, durch Sprache, Naturell und Sitten geschieden, auch zwei große politische und sociale Parteien von fast gleicher Stärke, in ihren Forderungen und Tendenzen einander so feindlich entgegengesetzt, daß keine dauernde Versöhnung möglich war, daß jedes Aufflammen ihres politischen Hasses den Staatsbau zu zerstören drohte. Die Klerikalen waren eng verbunden mit alten Familien des Landes, durch reiche Stiftungen und zahllose Wohlthätigkeitsanstalten auch in den alten Handelsstädten von größtem Einfluß, nicht nur eine politische Partei, sondern noch mehr eine sociale, mit einer Herrschaft über die Herzen der kleinen Leute, welche jeder Regierung unausrottbar war, unter Führern mit feiner Diplomatie, die in der Kunst zu regieren und in Geschäften ungewöhnlich gewandt waren. Diesen gegenüber stand ein Liberalismus von französischer Bildung, in Freimaurerlogen organisiert, ein anspruchsvolles aufstrebendes Bürgerthum mit großen Handels- und Verkehrsinteressen, durch die Wallungen Frankreichs übermäßig beeinflusst, unruhig, sehr beweglich, in den Formen oft verlezend, in Geschäften ungeschickt, seine Führer von junger Popularität und allzu abhängig von jeder Tagesstimmung. Beide Parteien nahmen zu den socialen Interessen Belgiens eine gefahrdrohende Stellung ein. Die Klerikalen herrschten durch den ungeheuern Wohlthätigkeitsapparat reicher Stiftungen, welcher Hunderttausende zu Almosenempfängern und Beneficiarien in mittelalterlichem Sinn machte, von moderner Bildung schied und den Staat in eine große geistliche Wohlthätigkeitsanstalt

aufzulösen drohte. Die Liberalen dagegen fanden durch die wundervoll schnelle Entwicklung der belgischen Industrie und des Landbaus ein zahlreiches Proletariat auch auf dem Lande geschaffen, und die jungen Feuerköpfe der Partei bedrohten diese Menge mit communistischen Ideen. Endlich waren die letzten Zwecke beider Parteien nicht mehr belgisch; die Klerikalen hingen von dem Cardinalcollegium in Rom ab, die Liberalen lauschten den Kammerreden der französischen Opposition und sahen auf Frankreich als das Mutterland ihrer volksbeglückenden Ideen. Dazu kam die geographische Nachbarschaft des vergrößerungslustigen Frankreich, langjähriger Gegensatz zu den Niederlanden; der Mangel eines selbstkräftigen deutschen Staates mit freundlicher Politik; das alles bereitete Schwierigkeiten, welche nicht nur große Klugheit, auch eine glückliche Begabung forderten.

Der König war in einem eifrig katholischen Lande ein Protestant, er gehörte nach seinen Neigungen keiner von beiden Parteien an, er war dem Volke ein Fremder, und er starb doch als der populärste Fürst Europas und hinterläßt den Ruf, daß er seine Popularität nicht vorzugsweise fürstlicher Liebenswürdigkeit seines Privatcharakters, sondern den höchsten Regententugenden verdankte. In den Gefahren seiner Stellung wußte er seine Stärke zu finden. Da er außerhalb der Parteien stand, als er in das Land kam, so stellte er sich so gleich, wie ein König soll, über dieselben; mit beiden wußte der König sehr wohl fertig zu werden. Vielleicht waren ihm persönlich die Ultramontanen lieber, nicht weil er ihre letzten Tendenzen theilte, aber weil sie sich und andere weniger compromittirten und die Geschäfte — in der früheren Zeit — geschickter besorgten; wahrscheinlich hatte er den Liberalen gegenüber zuweilen die ironische Stimmung eines Prinzen, sehr geschärften Blick für ihre Schwächen und Abneigung gegen ihre Ansprüche zu überwinden. Das aber irrte sein Thun durchaus nicht. Alle Schwierigkeiten besiegte er durch die einfache höchst gewissenhafte Beobachtung seiner Verfassung. Er beachtete genau, wohin durch Wahlen und die Presse die Wünsche der Majorität seines Volkes zogen, und er folgte vorsichtig diesem Zuge.

Er wählte seine Minister aus der Majorität der Volksvertreter, und er verfehlte nicht, in jedem zweifelhaften Falle an die Majorität der Wähler appelliren zu lassen; er überließ seinen Ministern die volle Verantwortlichkeit für ihr Thun, und schenkte ihnen stets, so lange sie im Amte waren, volles politisches Vertrauen; er hütete sich loyal, hinter ihrem Rücken mit ihren Gegnern zu intriguiren, und hütete sich sorgfältig, einen persönlichen Willen gegen seine Minister und gegen die Majorität der Volksvertretung hartnäckig zu behaupten. Er wußte wohl, daß es Momente giebt, wo der Verfassungsstaat schwerer das Gute durchsetzt, als der Staat des persönlichen Willens. Auch er kam in die Lage, daß in der großen Frage, um die Befestigung Antwerpens, grade das höchst unpopulär

war, was er für absolut nothwendig hielt. In diesem Fall setzte er entschlossen das Gewicht seines persönlichen Willens auf die Waagschale. Aber das that er nach dreißigjähriger Regierung, nach sehr fest begründeter Popularität, und er that es mit strengster Beobachtung nicht nur der Form, auch des Wesens seiner Verfassung. Auch hier unternahm er nicht, die Majorität der Volksvertreter zu umgehen, um gegen sie ein Ministerium zu behaupten. Er ließ nur sein Volk wissen, daß er von der Nothwendigkeit der unpopulären Maßregel überzeugt war und eine Majorität für dieselbe wünsche. Und grade weil er auch hier nichts that, was verfassungswidrig war, setzte er eine zögernde Zustimmung durch. Und sein persönliches Ansehen, wie der goldene Glaube an seine politische Redlichkeit gingen aus diesem Conflict der Wünsche unverringert hervor. Sonst machte er seinen Ministern die Geschäfte nicht schwer; er überließ ihnen häufig die Initiative, ließ die Forderungen der Zeit ruhig reifen, Presse und Vereine über das Wünschenswerthe discutiren und den Kampf im Volke und den Kammern seinen regelmäßigen Verlauf nehmen, bevor er sich entschied. Auch darin war er ein constitutioneller Reformator, daß er sich hütete, das Gute aufzudrängen. Still und prüfend sah er in den Kampf der Parteien und verlor nie über Einzelheiten den Blick für das Ganze. Wie er, dem Vernehmen nach, im persönlichen Verkehr ruhig, behaglich und leichtlebig war, so waltete er auch als König. Aber seine Minister wußten, daß er die Geschäfte besser verstand als ein anderer, und daß er ihnen stets ehrliches Spiel gönnte.

Grade wie im Innern, verstand er sich auch nach Außen vorsichtig zu sichern. Die französische Heirath verband ihn mit den Hausinteressen Louis Philipps; daß er General in den Freiheitskriegen gewesen war, half die Schwierigkeiten seiner Stellung gegen Preußen, Oestreich, ja auch gegen Kaiser Nikolaus überwinden. Als nach dem ersten schweren Jahrzehnt seiner Regierung seine Nichte den Thron Englands bestieg, wurde die Freundschaft mit England die Stütze seines Staates, welche diesen gegen den neuen Napoleonismus erhielt. Freilich that das während des Jahres 1848 und seitdem noch mehr das Vertrauen der Belgier zu ihrem König.

Immer galten ihm die Interessen seiner Familie, des erlauchten Hauses Coburg, sehr viel, aber er verstand durch die Geschäfte, den Einfluß und das Ansehen, welches sie ihm gaben, auch seinem Staat zu nützen. Selbst wo er einmal in den letzten Jahren für diese Interessen vielleicht zu sehr ins Feuer gerieth, wie z. B. vor dem Kaiserthum Mexiko, hatte Belgien keinen Nachtheil davon. Denn wenn er sich auch des mexikanischen Kaiserthrons freute, weil ein geliebtes Kind darauf sitzen sollte, und nicht weil dieser Thron seinem gefährlichen Nachbar unabsehbare Verlegenheiten bereiten würde, so hat doch grade diese Verwickelung in der gefährlichen Zeit seines Todes den Uebergriffen Frankreichs eine Vorsicht auferlegt, welche seinem Staate sehr zu Gute kommt. So

darf man sagen, er hatte Glück im Leben, aber er hatte auch alle Eigenschaften, das Glück an sich zu fesseln.

Er hinterläßt einen Staat, dessen Regierungsmaschine und Finanzen wohl geordnet sind; seine Regierung hat den Bürgern Patriotismus und Selbstgefühl gegeben, Landbau, Handel und Industrie Belgiens sind in einseitiger, aber sehr energischer Entwicklung. Die Parteien sind politisch geschult und haben talentvolle Führer. Und dies alles ist doch in der Hauptsache seiner ruhigen, sicheren und wohlgeordneten Kraft zu verdanken.

Demungeachtet ist die Lage Belgiens eine schwierige geworden. Denn seine Parteien sind nicht in dem Sinne national, wie politische Parteien eines lebensfähigen Staates sein müssen. Die ultramontane Partei ist belgisch, so lange sie bei einem Anschluß an Frankreich zu verlieren fürchtet, die liberale, so lange sie bei solchem Anschluß für die Herrschaft liberaler Principien und constitutionelle Freiheit zu sorgen hat, jede ist in starker Versuchung, französisch zu werden, während die verhassten Gegner herrschen. Und ferner, der größte Theil der Presse und Literatur, die Hälfte des geistigen Lebens im Volk und die überwiegende Mehrheit seiner materiellen Interessen sind von Frankreich abhängig. Offenbar ist ein freundiges politisches Selbstgefühl dem Volke dieses Staates in jeder Phase seiner Existenz sehr nöthig, dies Selbstgefühl aber kann nur erhalten werden durch einen Fürsten, welcher so sicher über den Parteien steht, wie König Leopold, durch strengste Beobachtung der Verfassung und durch eifrige Förderung verfassungsmäßiger Freiheit. So lange das bisherige System Napoleons über Frankreich liegt, kann der Belgier für die unleugbaren materiellen Vortheile, welche der Anschluß an einen großen Staat gewährt, durch die Uebersetzung entschädigt werden, daß er freier und gesetzlicher regiert wird, und daß sein Staat trotz seines kleinen Umfangs unter den Nationen Europas geachtet ist; käme ein Fürst, welcher dies Selbstgefühl schädigte, so würde der Staat sofort in die Gefahr gerathen, sowohl durch die Interessen seiner Bürger als durch den Eifer der politischen Parteien gesprengt zu werden. Möge die Sorge, welche die unsichere Gesundheit des neuen Fürsten und die ihm zugeschriebene Neigung zum Ultramontanismus den belgischen Patrioten einflößt, durch seine Regierung als irrig erwiesen werden.

Es ist einem Deutschen unmöglich, ohne Bedauern der Gefahren zu gedenken, welche der Selbstständigkeit Belgiens drohen. Denn was diesem Staate zur Sicherung seiner Existenz fehlt, ist doch nur ein deutscher Staat, der groß und stark genug wäre, Belgien gegen Frankreich zu stützen. Wir Deutsche sind durch unsere Lage die natürlichen Verbündeten Belgiens. Wir haben nicht die Tendenz uns nach Westen zu vergrößern, ein Ueberschuß an Kraft, den wir noch lange nicht besitzen, fände nach anderer Richtung ein unermessliches Colonisationsland. Belgien ist durch die herrschende französische Sprache so weit von uns ge-

schieden, daß weder eine regierende Familie noch der französische Theil des Volkes irgendeine Absorption zu fürchten hätte. Mit jedem Jahr wächst die Innigkeit der Verbindung, welche durch Handel und Industrie vermittelt wird. Belgien wäre uns das günstig gelegene Vorland, dessen rührige Bevölkerung uns mit Frankreich verbindet, das seiner militärischen Lage nach wie eine Festung zwischen uns und Frankreich steht. Deshalb würde ein deutscher Staat mit großer Politik am besten die Dauer Belgiens sichern. Daß Preußen diese Stellung in Europa noch nicht einnimmt, das ist für Belgien vielleicht ein Unglück, für Preußen eine Mahnung, für uns eine Demüthigung.

Unterdeß beweist der hohe Enthusiasmus, mit welchem das belgische Volk die gescheidte und verfassungsmäßige Thronrede des neuen Königs aufgenommen hat, wie tief man auch dort die Bedeutung des Thronwechsels empfindet.

Wer am Ende eines Jahres, welches für die Deutschen baar an politischen Resultaten, und reich an widerwärtigem und kleinem Gezänk war, Gewinn und Verlust überschlägt, der wird ohne Freude unsere politische Bilanz ziehen. Wir haben in unserem politischen Treiben nach keiner Richtung Grund zur Freude. Und da hier eines Staatsmannes gedacht wurde, welcher aus segensreicher Thätigkeit geschieden ist, liegt es nahe, auch eines Verlustes von anderer Art zu gedenken, den wir Deutsche in einem andern Theil des Rheingebietes erfahren haben.

Als vor wenig Monaten zur Gewißheit wurde, daß in Baden Freiherr von Roggenbach seine Stellung als Minister des Hauses und Präsident des auswärtigen Amtes aufzugeben veranlaßt war, da ging es wie ein leiser Trauertön durch die Seelen vieler Deutschen zwischen Rhein und Oder. Auf Baden waren in den letzten Jahren die Blicke mit besondrer Theilnahme und oft mit Freude gerichtet, das neue Leben, welches dort ausblühte, eine liberale streng gesetzmäßige Regierung, ein Verein tüchtiger Männer von junger und bewährter Kraft, welche in reformatorischem Sinne Volkserziehung, Landescultur und Gesetzgebung förderten, dann die patriotische Haltung, welche die Regierung von Baden in deutschen Fragen eingenommen, das alles gab in trüber Zeit Erquickung und Vertrauen auch den Patrioten anderer Länder, wo die Dinge grade schlecht gingen. Für den einflußreichsten Vertreter aber dieses allmählichen Aufblühens in einer Ecke Deutschlands galt mit gutem Grunde Herr von Roggenbach. Vielleicht wußte er selbst nicht, was er den Deutschen werth geworden war, als er sich von seinem Amte schied. Denn in unserem vielgetheilten Lande fehlt auch der Presse leicht einmal der volle Ausdruck für die Tüchtigkeit eines werthen Mannes, und der Politiker hört aus dem öffentlichen Urtheil häufiger die Vorwürfe der Gegner als die warme und treue Anhänglichkeit seiner Gesinnungsgegnossen. Viele Deutsche kannten wenig die Einzelheiten in der Thätigkeit des früheren Ministers, wenig

die innern Conflictc und die persönlichen Schwierigkeiten seiner Stellung. Immer aber hat unser Volk in seinem redlichen Herzen ein feines Gefühl gehabt für Adel und Reinheit menschlicher Natur und das Bedürfniß, sich einem Manne mit solchen Eigenschaften vertrauend anzuschließen. Der Deutsche wußte wohl, weshalb er dem Präsidenten des auswärtigen Amtes in Baden mit achtungsvoller Neigung vertraute, er erkannte sympathetisch einen hochgesinnten und selbstlosen Mann, einen redlichen Politiker, der seine Ideale fest im Herzen trug, der stolz, frei, wahrhaft vornehm und doch mit wärmster Empfindung über Menschen und Zustände urtheilte. Und weil solche Ueberzeugung in vielen Tausenden fest begründet war, deshalb empfand man seinen Abgang wie einen nationalen Schaden, denn die Nation war um einen Staatsmann, vor dem sie echt herzliche Achtung hatte, ärmer geworden. Das ist in dieser Zeit wahrhaftig ein Unglück für unser Volk. Wenn wir nicht lieben und ehren können, werden wir leicht klein und ärgerlich; und nie war die Sehnsucht nach politischen Charakteren, welche deutscher Redlichkeit und Energie nach jeder Richtung wohlthun, so groß als jetzt. Bewirkt doch dies Bedürfniß zu ehren, daß die Hoffnung sich immer wieder hier und da anrannt, und keine Enttäuschung vermag diese liebenswürdigste Eigenschaft der Deutschen, in der sowohl ihre Größe als ihre Schwäche liegt, zu verderben. Diesmal aber war es ein wirklicher und persönlicher Verlust, den die Nation erlitten. Gern vertrauen wir, daß für die Verhältnisse des Staates Baden der Wechsel im auswärtigen Amt keine Aenderung der Politik herbeiführen wird, denn daß die geräuschlose, aber energische Fortbildung der realen Interessen dieses Staates nicht leiden wird, so lange die Amtsgenossen Herrn von Roggenbachs in ihren Stellen bleiben, das wissen wir. Für ihn und uns aber wünschen wir am Schluß des Jahres, welches ihn seinem Posten raubte, daß die Umstände vorübergehend sein mögen, die ihn bewogen, einer verantwortlichen öffentlichen Thätigkeit zu entsagen.